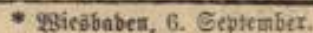


22. Jahrgang.



* Der deutsche Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke hält am 9., 10. und 11. Oktober seine 21. Jahresversammlung in Wien ab. Auf der Tagesordnung stehen am 10. Oktober vormittags für die Sitzung des Verwaltungs-Ausschusses: Bericht über Organisation und Agitation des Vereins und über den Wäpzigkeits-Verlag, Belämpfung der Antimierkneipen, Bericht über den Stockholmer Kongreß, Neues aus der Frauen-

* **Seltfame Vereine.** Die Vereinthätigkeit, die im Sommer vielfach ausgefliehet hätte, beginnt sich wieder zu regen. Alle Vereine nehmen ihre Abende wieder auf und neue Gründungen treten hervor, denn der Deutsche ist nun einmal der geborene Vereinsmensch. Viele Vereine verdanlen nur einer augenblicklichen Laune ihr Entstehen. Sie verschwinden meist so rasch, wie sie entstanden sind. Andere Vereine erregen wieder durch ihre Originalität in weiteren Kreisen Interesse. So besteht z. B. ein „Verein der Fünfzigjährigen“, dem nur solche Personen beitreten dürfen, die im fünfzigsten Lebensjahre stehen. Haben diese dieses überschritten, müssen sie wieder austreten, wenigstens aus dem älteren Verbände. Auch ein „Verein der Personen, die am 29. Februar geboren sind“, besteht aus verschiedenen Ordnungen. Einen „Verein der Doppelwitwer“ gibt es in München. In Wien einen „Verein geschiedener Eheleute“. Strohmittwervereine findet man zur Sommerszeit vielfach. Auch „Junggesellenvereine“ sind vielfach vertreten. In Berlin besteht ein Verein der Männerseindinnen“, doch soll die Rekrutensucht in

* **Walshalltheater.** Die nächste in der Reihe der Beneficianten ist Frä. Jenni Voges, zu deren Gunsten am Montag, 9. September eine Wiederholung der Operette „Die Geißha“ stattfindet. Die junge Künstlerin, die sich großer Beliebtheit erfreut, darf an ihrem Ehrenabend mit Sicherheit auf ein vollbesetztes Haus rechnen. Am Samstag, 7. Sept., geht die lustige Komödie „Als früh um fünf“ zum letzten Mal in dieser Saison in Szene. Am Sonntag, 8. Sept., gelangt das Ausstattungsschauspiel „Die Herren von Maxim“ zur Darbietung.

Zither-Verein. Eine Fahrt Mannheim-Heidelberg unternimmt der Wiesbadener Zither-Verein am Sonntag, 8. September. Die Abfahrt erfolgt früh 6 Uhr 30. Unter Führung des Mannheimer Zitherklubs erfolgt Besichtigung der großen Gartenbau- und Kunstausstellung. Der Nachmittag bleibt der Besuch der Stadt Heidelberg gewidmet, deren Sehenswürdigkeiten nebst dem Spaziergang nach dem Heidelberger Schloß außerordentlich Vieles und Schönes bieten. Der befreundete Heidelberger Zitherklub hat auch hier die Führung des Vereins in liebenswürdiger Weise übernommen. Freunde des Vereins sind willkommen. Herr Ferd. Zange, Marktstraße 21, nimmt Meldungen gerne entgegen.

Berlin. Bankdiskont $5\frac{1}{2}\%$, Lombardzinsfuß $6\frac{1}{2}\%$, Privatdiskont $4\frac{3}{4}\%$.

[illegible]



Nr. 209.

Samstag, den 7. September 1907.

22. Jahrgang.

Getrennte Welten.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Clarissa Kohde.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ebbita hatte sich von ihren Knien erhoben und trat jetzt an ihres Vaters Seite, seine Hand ergreifend und sie warm drückend. Ueber sein stolzes, schön geschnittenes Gesicht glitt es wie ein Zug immerer Befriedigung, die hohe, kräftige Gestalt richtete sich mit erneutem Selbstbewußtsein auf: „Sie liebt mich,“ dachte er, „liebt mich noch immer. Torheit, zu fürchten, daß diese Perle, wie der Vater sie nannte, mir jemals verloren gehen könnte. Eben weil sie eine Perle ist, hält sie auch fest und trenn an ihrem vor dem Altar ausgesprochenen Gelübde, und außerdem, welche Frau hätte nicht ab und zu ein Auge über des Mannes Passionen zugedrückt? Nach meine Mutter hat das getan, und mit meinem Vater doch eine glückliche Ehe geführt. Ebbita wird nicht mehr beansprucht, als meine Mutter beanspruchte.“ Zärtlicher als sonst seine Gewohnheit war, legte er den Arm um sie und geleitete sie in den anstoßenden Salon. „Wir wollen jetzt dem alten Franz und der Haushälterin den Platz räumen,“ sagte er, zu seiner Schwester, sich zurückwendend, die mit ihrem Gemahl folgte.

Gräfin Aita von Alten war eine ebenso schöne und stolze Erscheinung wie ihr Bruder. Ihre Züge hatten einen klassischen Schnitt. Sehr hellblond von jener ins Goldige schimmernden Farbe, die man früher die tizianische nannte, und die man jetzt mit so vieler Kunst nachzubilden strebt, wo es die Natur versagt hat, besaß sie eine blendende Hautfarbe, blaue etwas schwächende Augen und stolz geschwungene Lippen, die gleich denen des verstorbenen Vaters ungemein anmutig zu lächeln und zu plaudern verstanden. In diesem Augenblicke freilich waren ihre Lider vom Weinen gerötet. Auch sie hatte den Vater erfrühtig geliebt, der immer sehr gütig gegen sie gewesen und ihr stets voll ritterlicher Galanterie begegnet war, der erste und doch immer sich gleich bleibende Bewunderer ihrer Schönheit. Sie stand jetzt am Ende der Zwanziger, war aber, da sie sich mit achtzehn Jahren verheiratet hatte, schon Mutter von vier Kindern. Deshalb und wegen des aufregenden Gesellschaftslebens, das sie führte, machte sich ein etwas müder Zug auf ihrem Gesicht bemerkbar, der sie älter erscheinen ließ, als sie war. Mit Schrecken beobachtete sie täglich im Spiegel, das ihre Wangen an Rundung, ihre Augen an Glanz zu verlieren begannen, daß ihr schimmerndes Haar dunkler und matter in der Farbe wurde. Beim Himmel, wenn das so fortging, war sie ja bald eine alte Frau! Durch eine alljährliche Badereise zur Stärkung ihrer Nerven glaubte sie dieser Konsequenz entgegenzutreten zu können; aber alles vergeblich. Der Winter mit seinen Festen, seinen rauschenden Vergnügungen raubte ihr bald wieder die gewonnene Frische. Dennoch war Graf Alten, ihr Gemahl, noch immer verliebt in sie und erklärte sie für die schönste Frau, die er kenne.

„Wollen wir die Kinder noch einmal zum Vater führen?“ fragte Aita, sich an ihre Schwägerin wendend. „Ich denke, sie sollten ihn jetzt noch sehen, ehe er sich verändert. Er sieht so schön im Tode aus, der gute Papa!“

Ebbita schüttelte den Kopf. „Gestern noch war mein Günter beim Großpapa und hat seinen Segen empfangen. Ich meine, es ist besser, die Kinder behalten das Bild des Lebenden in Erinnerung, das ja doch immer freundlicher ist, als das des Toten.“

„Ja, ja, Du magst recht haben,“ meinte Aita, sich müde in einen Sessel niederlassend. „Was meinst Du, Odo?“

Graf Alten, ein kleiner, zierlich gebauter Herr mit hübschem, glattem Gesicht und einem stets verbindlichen Lächeln auf den Lippen, antwortete prompt wie immer, wenn seine Gemahlin ihn etwas fragte: „Bestimme Du, Liebel!“

„Dann also nicht; Ebbita meint, es sei nicht gut, wenn die Kinder den Großpapa als Leiche sehen, und Ebbita hat immer Recht. Aber wo willst Du hin?“ fragte sie die eben dem Ausgang Zusiehende.

„Einmal nach den Kindern sehen. Sie sind oben mit meinem Fräulein und meiner Bonne allein.“

„Ach, Du kannst da ruhig sein, mein Fräulein ist eine sehr zuverlässige Person. Man kann ihr die Kinder vertrauensvoll überlassen.“

„Es ist aber doch gut, wenn man ab und zu nachsieht. Ich habe mich in den letzten schweren Tagen so wie so wenig um meinen Liebling kümmern können.“

Damit war sie auch schon hinaus. Man hörte bei der Stille, die rings umher herrschte, ihren leichten Schritt im anstoßenden Gemache leise verhallen.

„Du hast wirklich eine musterhaft pflichtgetreue Frau, Dietrich,“ unterbrach Aita das Schweigen, sich zu dem Bruder wendend. „Ich bin um vieles sorgloser und leichtsinniger als sie; aber da mein Mann damit zufrieden ist —“

„Aber, liebste Aita,“ rief der Graf emphatisch, zu seiner Gemahlin tretend und ihre Hand zärtlich an seine Lippen ziehend. „Welch ein kaltes Wort: zufrieden! Dein Besiß macht mich unendlich glücklich. Dietrich weiß ja, daß wir trotz zehn-jähriger Ehe noch immer miteinander leben, als befänden wir uns in den Flitterwochen. Ist es nicht so, Aita, bete ich meine schöne Frau nicht immer noch an?“

Er setzte sich an ihre Seite und legte den Arm um ihre Taille, sie schob ihn leise zurück.

„Ja, ja, es ist so; ich wünschte, man könnte ein Gleiches von Dir sagen, Dietrich; aber Du bist gar zu wenig zärtlich zu Deiner jungen Frau. Ihr verfehrt auffallend kühl miteinander.“

„Das ist so Ebbitas Art,“ antwortete Dietrich, sich zu der Schwester wendend.

„Sie hat sich doch aber bei der Krankheit des Vaters ganz ausgezeichnet benommen, aufopfernd, ganz Samariterin.“

„Zu sehr, viel zu sehr,“ rief Dietrich stürmisch. „Ich wünschte, sie wäre weniger Samariterin, weniger aufopfernd, und verstünde etwas mehr, das Leben zu genießen.“

„Ja, ja,“ sagte Graf Alten, „da ist meine Aita wieder ein Muster. Sie versteht die Kunst, sich das Leben reich auszugestalten, das ist nur eine Stimme in München. Die Feste in

unserem Hause sind berühmt; denn keiner weiß es Afta gleich zu tun an geschmackvollem Arrangement und reicher Bewirtung.“ „Weil ich einen Mann habe,“ lächelte die Gräfin nun gnädig, der mich im Budget nicht beengt. Das ist des Rätsels Lösung.

Dietrich wiegt sich in seinem Stuhl auf und nieder: „Jetzt wirst Du über noch reichere Mittel verfügen können, da der gute Alte tot ist. Wirst Du die Villa, die, wie der Vater mir oft gesagt hat, jetzt Dein Eigentum wird, behalten?“

„Wenn ich es kann, gewiß,“ entgegnete sie, „das heißt, wenn das Barvermögen, das der Vater hinterläßt, groß genug ist, diesen Luxus zu erlauben.“

„Da macht Euch nur keine Illusionen,“ entgegnete Dietrich. „Ich fürchte, das hat in den letzten Jahren sich sehr vermindert. Der Alte verbrachte, besonders in letzter Zeit nach dem Tode der Mutter, sehr viel, und bei dem Rückgang des Zinsfußes —“

„Das heißt, Du hast bei dem vielen Geldverbrauch gründlich mitgeholfen, Dietrich,“ rief die Schwester, lebhafter werdend, nun man auf die Frage über Mein und Dein zu sprechen kam.

Wohl nicht mehr als Du, Afta. Wie oft sagte der Vater: ich habe Afta nach München wieder so und so viel tausend Mark schicken müssen. Sie kommt doch gar nicht mit der ihr ausgesetzten Zulage aus.“

Graf Alten, dem diese Unterhaltung der Geschwister peinlich wurde, um so mehr, da er selbst wenig bemittelt war, sondern den Luxus seines Lebens zumeist durch das Vermögen seiner Frau bestritt, machte Miene, aufzustehen; doch setzte er sich so gleich wieder auf seinen Platz, als Afta nun die zwischen ihnen schon ventilirte Frage an Dietrich richtete, welche Aenderungen das nach Ebitas Mitteilung vom Vater an Justizrat Eberhard übergebene Skizze wohl für das Testament enthalten werde. Dietrich zuckte die Achseln. „Keine Ahnung! Vielleicht hat er noch im letzten Augenblick an irgend eine zarte Verpflichtung gedacht, die er beim ersten Niederschreiben des Testaments vergesen.“

Afta schüttelte unmutig den Kopf. „Ach, diese zarten Verpflichtungen scheinen Euch Männer allen Ernstes noch bis ans Ende Eurer Tage zu verfolgen. Ich hoffe nur, daß die Summe nicht zu groß sein wird, da wir uns so schon auf Einbußen gefaßt machen müssen. Uebrigens wird es geboten sein, daß wir den Justizrat von dem Ableben des Vaters benachrichtigen. Da er Testamentvollstrecker ist, hat er vielleicht nach dem Willen des Vaters noch einige besondere Anordnungen für die Beilegung zu treffen.“

„Und er kann uns außerdem auch mancherlei Geschäftliches abnehmen,“ fügte Graf Alten hinzu. „Willst Du den alten Franz schicken, Dietrich?“

Ich werde Eberhard einige Worte schreiben, die auch ein anderer Diener hinüber tragen kann. Der alte Franz läßt es sich nicht nehmen, bei der Leiche zu wachen.“

Graf Alten blickte dem fortgehenden Schwager mit einem eigentümlichen Zucken um die Lippen nach. „Ja, ja, mein Schatz, bereite Dich nur auf einige Enttäuschungen vor. Dein Bruder deutete nicht umsonst auf eine Verminderung des Vermögens hin.“

Afta warf ihrem Gemahl einen verweisenden Blick zu. Es gehörte zu ihren besonderen Eigenheiten, daß sie auf ein Mitglied ihrer Familie nie etwas kommen ließ. „Und wenn es so wäre,“ entgegnete sie gereizt, „hat Dietrich etwa nicht das Recht, sein Vermögen auszugeben, wie er will? Ich bin überzeugt, der Vater hat ganz, ohne einen dem andern vorzuziehen, zwischen uns geteilt.“

Der Graf kannte seine Frau genug, um zu wissen, daß es für den Augenblick geratener sei, das Gespräch abzubereiten. Er erhob sich, trat ans Fenster und schaute trüb gestimmt auf das feuchte Asphalt der Straße und die unter einem rieselnden Regen fast regungslos dastehenden, vom ersten Frühlingsgrün bedeckten Bäume des gegenüberliegenden Gartens. Etwas geräuschvoll mit hoch gehobenen Haupte verließ Afta das Gemach, um sich in ihre Privatstube zurückzuziehen, wo mit ihrer Modistin und der Jungfer die nötigen Anordnungen für die Trauertoolsie getroffen werden mußten.

4. Kapitel.

Nach einer intimen Familienfeier im Hause des Verbliebenen fand die Ueberführung der Leiche nach Frauenstein statt, wo sie mit allem, dem Stande und dem Reichtum des Barons angemessenem Pomp in der Familiengruft beigesetzt werden sollte. Das alte ehrwürdige Schloß hatte sich in Trauer gekleidet. Eine schwarze Flagge wehte über der mit dem Wappen der Rothenfels geschmückten Fahne von dem alten Wartturm herab. Guirlanden, mit Trauerflor umwunden, schmückten das Portal, ein Blumenflor breitete sich über dem auf hohem Katafalk stehenden Sarge. Schwarze verhüllte Wände. Rande'scher

mit brennenden Kerzen, der Duft wellender Kränze, das alles hatte etwas Beängstigendes und Beklemmendes. Zahlreiche Leidtragende hatten sich von Nah und Fern eingefunden, selbst von höchster Stelle war eine Vertretung gesandt. Allgemein fiel das bleiche Aussehen der jungen Baronin auf, die in ihrem lang herabwallenden Trauergewande einem Marmorbilde gleich. Neben ihr die Gräfin Alten, obwohl dem Verstorbenen näher als sie, zeigte bei aller Würde der Haltung doch mehr Fassungs, weniger aus tiefer Seele kommende Ergriffenheit. Ihre Schönheit trat in der schwarzen Kleidung, dem von dem stolz getragenen Haupte bis zur Schleppe herabwallenden Schleier von feinstem Kreppegewebe noch vorteilhafter hervor. Dennoch hatte sich der Schmerz über den schweren Verlust mit einer klaren Linie auch in dieses formvollendete Antlitz hineingezeichnet. Sie weinte viel während der schwingvollen Rede des Geistlichen, der des Heimgegangenen Verdienste rühmte, die er sich als treuer Kämpfer für Thron und Altar erworben, das väterlich fürsorgliche Regiment, das er auf seinen Gütern Frauenstein und Schönwalde über die durch Gottes Ordnung seiner Fürsorge Unterstellten ausgeübt hatte. „Alle“, so schloß er, „wie sie hier stehen: die Gutsbeamten, die zahlreiche Dienerschaft, die Bauern, Tagelöhner und Arbeiter, sie weinen ihrem gütigen, alten Herrn aufrichtige Tränen nach und blicken vertrauensvoll auf den neuen Herrn, der sich seit Jahren schon als der würdige Nachfolger seines Vaters erwiesen hat.“

Baron Dietrich hörte schweigend in der ihm eigenen vornehm stolzen Haltung des ihm gespendete Lob des Geistlichen an. Er fühlte, daß er dessen wert sei; denn in der Tat hatte auch er sich wie sein Vater stets als wohlwollender und freigebiger Gutsbesitzer erwiesen. Man hatte in Wahrheit nicht über ihn zu klagen; seine Gemahlin aber verehrte man wie einen Engel. Nieß er die Leute leben und geizte nicht mit dem Lohn, so stand sie ihnen bei mit Wort und Tat, hatte ein Ohr für jeden und suchte zu helfen, wo Hilfe not tat, so gut sie konnte. Im Nebenzimmer wurde denn auch bei den eben gesprochenen Worten des Geistlichen eine verhaltene, beistimmende Bewegung bemerkbar. Aller Augen richteten sich, hier tränenerfüllt, dort in stillem Dank und Hoffnung auf das zarte Gesicht der Baronin, deren ernster Blick, wie eine Aufforderung, dem rühmenden Worte des Geistlichen durch die Tat zu entsprechen, auf ihrem Gemahl ruhte.

Auch Justizrat Eberhard hatte sich zur Trauerfeier in Frauenstein eingefunden. Nach einer Bestimmung des Verstorbenen sollte die Testamentseröffnung erst nach der Beilegung in seiner Villa in Berlin und zwar in Gegenwart auch seines Sohnes Bruno erfolgen; doch hatte er dessen Anwesenheit in Frauenstein nicht gewünscht, dem Justizrat dagegen auferlegt, an diesem Tage den Beteiligten die Mitteilung von dem Vorhandensein eines Miterben zu machen und sie für ihn verständlich zu stimmen. Stillter wie gewöhnlich seine Art, die sonst immer munter hin und hergehenden Augen nachdenklich gesenkt, lehnte der Justizrat an der Tür zwischen dem für die Angehörigen und Freunde reservierten Saal und dem anstoßenden Räume, in dem die Gutsbeamten und der niedere Stand sich versammelt hatte. Der Administrator von Schönwalde nahm mit seiner Familie neben den Inspektoren von Frauenstein den ersten Platz ein. Amtmann Wese war ein stämmiger Mann von starken, unschönen, aber gutmütigen Zügen. Er galt für einen der ausgezeichnetsten Landwirte und hatte das Gut Schönwalde erst emporgebracht, so daß es jetzt allgemein für einen einträglicheren Besitz als Frauenstein galt. Neben ihm saßen seine Frau und Tochter. Die Amtmännin, eine derbe, rundliche Gestalt mit rötlichem Haar, der man ansah, daß sie sich in der Wirtschaft ordentlich tummelte, die Tochter, ein hübsches, aufgeweckt aussehendes Mädchen von etwa 18 Jahren in eng anschließendem schwarzer Kleide. Sie hielt sich nur besuchsweise bei den Eltern auf, da sie in Berlin eine Fortbildungsschule besuchte. Die Eltern hatten sich anfangs sehr dagegen gestraut; besonders die Mutter glaubte, daß es vollkommen genüge, wenn ihre einzige Tochter, der es ja an einer guten Mitgift und daher auch an einen Mann nicht fehlen werde, sich zu einer tüchtigen Wirtin ausbilde. Das Schicksal in der Seele ihres Kindes nach höherer Bildung war ihr unverständlich. Da hatte sich die Baronin zu des Mädchens Fürsprecherin gemacht, und ihr war gelungen, was Gertrud vergeblich erflucht hatte, die Eltern zur Nachgiebigkeit gegen ihre Wünsche zu bewegen.

(Fortsetzung folgt.)



Vielsach nachgeahmt, nie erreicht, hilft Zacherlin
wahrlich staunenswert gegen jede Insektenplage.
Es ist niemals in der Dürre, sondern nur in
Flaschen zu kaufen, wo Zacherl-Platate aushängen.



Seltene Billardpartien. Es ist fast nichts Ungewöhnliches mehr, wenn eine Partie Billard in einem Löwenkäfig gespielt wird. So wurde vor kurzem, wie eine Londoner Zeitschrift berichtet, ein Billardmatch in einem Löwenkäfig bei Stoke ausgetragen. Die Löwen saßen dabei auf Postamenten und sahen dem Spiel zu. Als aber eines der Tiere laut zu brüllen anfangte, ließ der eine Spieler sein Queue vor Schreck fallen, und nun wurden die Tiere so unzufrieden, daß sie um den Käfig zu laufen begannen, was wieder die Zuschauer sehr beunruhigte. Die Tierbändigerin machte der Aufregung jedoch bald ein Ende, und das Spiel der beiden Männer wurde in zehn Minuten zum Schluß gebracht. Sie wurden mit lautem Bravo begrüßt, als sie den Käfig verließen. Ueber ähnliche Partien wurde in der letzten Zeit wiederholt berichtet. Besonders Aufsehen erregte eine solche Partie, die vor einigen Jahren in Dublin in Gegenwart des Königs der Tiere ausgetragen wurde. Sie begann in Anwesenheit von 2000 Zuschauern. Die drei Löwen, in deren Käfig gespielt wurde, liefen so wild im Käfig herum, daß die Tierbändigerin sie nur schwer beruhigen konnte, und der unheimliche Anblick wirkte so stark auf die Zuschauer, daß einige laut aufschrien, während eine Anzahl Frauen ohnmächtig wurde. In Allahabad in Indien wird manche Partie Billard in einem Grabgewölbe gespielt. Es ist ein herrliches Mausoleum mit drei Marmorkuppeln, in dem ein ehemaliger Gouverneur und seine beiden Söhne ruhen. Nachdem es jahrelang öde und verlassen dagestanden hatte, ließen die britischen Offiziere der dortigen Garnison es in einen Billardsaal verwandeln. Das Innere wurde ausgeschmückt und elektrische Beleuchtung angebracht, ein gutes Billard hineingestellt, und nun entspricht der Raum vorzüglich dem neuen Zweck. Ein Billardspiel im Freien wurde vor einiger Zeit in Amerika veranstaltet. Zwischen zwei Billardspielern hatte sich ein Streit erhoben, wer der beste Spieler sei; deshalb wurde auf dem Rasen vor dem Hause eines gemeinsamen Freundes eine Partie arrangiert. Jedem wurde der linke Arm auf den Rücken gebunden, so daß das Queue nur mit einer Hand geführt werden konnte. Der Verlierer sollte dem glücklichen Gewinner 1000 Dollar zahlen. Die zahlreichen anwesenden Freunde konnten ein sehr feines Spiel beobachten; beide Teilnehmer waren so geschickt, daß der wirkliche Gewinner die ausgelegten 1000 Dollar nicht annahm. Auch im Innern der Erde ist schon Billard gespielt worden, und zwar zur Feier der Auffindung eines neuen Kohlenflözes in Pennsylvania. Zu dem Zweck wurde ein besonderes Billard angefertigt, das stückweise nach unten geschafft und nach dem Festmahl schnell zusammengesetzt wurde. Der Gewinner sollte als Preis die erste Tonne Kohlen von dem neuen Flöz erhalten. Der Besitzer des Bergwerkes gewann nach einem lebhaften Spiel selbst den ausgelegten Preis. In der Nähe Newyorks wurde auch einmal eine Partie Billard zu Pferde gespielt. Natürlich waren beide Teilnehmer gute Spieler und tüchtige Reiter, und viele Freunde und Bekannte versammelten sich, um diesem Spiel im Freien zuzusehen. Jeder der beiden hatte 4000 Mark gesetzt, und das Spiel ging nur langsam, aber einem gelang es doch, eine Serie von 15 zu machen.

Teure Marken. Den höchsten Preis, der jemals für eine Briefmarke bezahlt wurde, erlegte das deutsche Reichspostmuseum im Jahre 1902 für eine blaue 2 Pence Mauritius mit 37500 Mark. Im Jahre 1904 kaufte der Prinz von Wales auf einer Auktion ein Exemplar derselben Marke für 29000 Mark. Die seltenste Briefmarke, die es überhaupt gibt, ist die 1 Cent Britisch-Guiana von 1856, von der, soviel bekannt, nur ein einziges Exemplar existiert, das sich im Besitz eines Herrn La Renottiere de Ferrari in Paris befindet.

Kostbare Särge. Von einem amerikanischen Milliardär wird erzählt, daß er sich einen Sarg für 400000 Mark hat anfertigen lassen, auf den er sehr stolz ist, und der wohl den Rekord der Kostbarkeit bei Särgen schlagen dürfte. Von letzten Ruhebetten, die 20000 Mark gekostet haben, hat man schon öfter gehört, und vor kurzem hat eine Dame (natürlich auch in Amerika) ihren Gatten in einem Sarge aus kunstvoll geschnittenem Mahagoni begraben lassen, der mit seinem reichen Goldbesatz und der schwer seidenen inneren Ausstattung sich auf 80000 Mark stellte. Eine andere Dame hinterließ eine letztwillige Verfügung, daß sowohl in ihrem Sarge, wie im Grabgewölbe elektrisches Licht brennen solle, was einen Kostenaufwand von 2000 Mark jährlich erfordert. Si-Hung-Tschangs Sarg soll 260000 Mark gekostet haben und verschwenderisch mit goldenen Ornamenten und Gruppen von Edelsteinen geziert gewesen sein.

Die Vorliebe für bestimmte Farben. Auch die Farben haben ihre Geschichte und ihre Blütezeiten gehabt. Die Vorliebe für die gelbe Farbe, schreibt Havelock Ellis in einem Artikel, kann man bei allen primitiven Völkern finden; in einigen Gegenden erfreut sie sich derselben Sympathien, wie die rote Farbe, die, da sie besonders lebhaft ist, von der Wilden allen anderen Farben vorgezogen wird. Die Vorliebe für die gelbe Farbe findet man auch bei den Kindern, bei welchen sie jedoch mit zunehmendem Alter gänzlich zu verschwinden oder doch wenigstens schwächer zu werden pflegt. Die Professoren Jastrow und Wippler haben nach sorgfältig durchgeführten Forschungen über die Vorliebe für bestimmte Farben festgestellt, daß vom 16. bis zum 20. Lebensjahre die violette Farbe die Lieblingsfarbe der Männer, die rote Farbe die Lieblingsfarbe der Frauen ist. Wie ist es aber zu erklären, daß die Sympathie für die gelbe Farbe nach und nach schwächer wird, eine Erscheinung, die sich in der Geschichte der Menschheit konstatieren läßt und die die Geschichte des Individuums wiederholt? Auf eine Verfeinerung des ästhetischen Sinnes läßt das durchaus nicht schließen, sonst könnte es nicht berühmte Maler geben, die auf ihrer Palette der gelben Farbe geradezu einen Ehrenplatz anweisen; Rembrandt z. B. hatte stets eine Vorliebe für die gelbe Farbe, so daß er den Grund seiner Gemälde, auch den der Bildnisse mit einer Altgolbschicht zu bedecken pflegte. Das Christentum war es, das aus Haß gegen das Heidentum der Menschheit die Antipathie gegen die gelbe Farbe beibrachte; in Griechenland und in Rom trugen nämlich die Bühlerinnen mit Vorliebe gelbe Kleider; sie färbten sich auch die Haare gelb, da diese Farbe im Rufe stand, Fleischeslust zu erwecken. Himmelblau, dunkelblau und violett waren dagegen die Farben, die die Maler gewöhnlich für den Mantel der Jungfrau anwandten, weil auf ihnen das Auge friedlich ruhen konnte. Im Gegensatz zu der gelben Farbe, die als sündhafte Heidenfarbe galt, waren also himmelblau, dunkelblau und violett eminent christliche Farben.

Hofdamen an Ketten. In der „Niszkaja Starina“ erzählt Xenia Polowzow, wie einst russische Hofdamen für ungebührliches Benehmen bestraft wurden. Die Kaiserin Elisabeth Petrowna richtete ihre besondere Aufmerksamkeit auf die Manieren und das Betragen ihrer Hofdamen. Bisweilen griff sie zu sehr originellen Strafmitteln, wie z. B. aus einem Ukas vom 4. April 1746, der sich gegen ein schlechtes und unanständiges Betragen bei Tisch richtet, ersichtlich ist. Der „namentliche Ukas“ lautet: „Ihre Kaiserliche Majestät hat geruht, zu befehlen, daß in den Zimmern, in welchen die Hofkavaliere und Hofdamen gewöhnlich speisen, ein Kasten mit Kette aufgestellt wird, wie solche in den Kirchen zu sein pflegen. Und wenn während des Mittagessens oder bei Abendmahlzeit irgend eine von den Damen unanständig sitzen wird, ist sie an die Kette zu legen, an welcher sie zur Strafe bis zur Beendigung des Mahles zu bleiben hat, damit die anderen dies schauen und sich fürchten und sich zur Vermeidung einer solchen Schande bescheiden betragen. Der Einkäufer Wassili Iwanow ist beauftragt, einen solchen Kasten zu kaufen oder, wenn er ihn nicht fertig aufstreifen kann, zu einem geziemenden Preise zu bestellen.“ Nicht minder interessant ist folgender Ukas der Kaiserin, welcher streng das Tabasschnupfen in den Hofkitchen verbietet: „Ihre Kaiser-

Nache Majestät hat geruht, durch einen namentlichen Ukas den Hofkavallieren und Hofdamen Ihren kaiserlichen Befehl zu eröffnen, daß niemand in den Hofkirchen während des Gottesdienstes Schnupftabak zu gebrauchen hat. Wenn aber jemand entgegen dem Befehle Ihrer kaiserlichen Majestät Schnupftabak gebrauchen wird, so ist ihm von den Kammerkassieren die Tabatiere abzunehmen und nicht mehr zurückzugeben. Diejenigen aber, welchen die Tabatiere abgefordert werden, haben sie ohne jeden Streit herauszugeben, damit die Liebhaber des Schnupfens aus Furcht vor dieser Maßregel sich während des Gottesdienstes des Schnupfens enthalten.“ Etwa zwei Jahre später wurde die Bestrafung der Hofchargen durch Anketzung auch in den Kirchen angewandt, und zwar für diejenigen, welche sich dort des Schwagens schuldig machten. Die Verfügung der Kaiserin lautet: „Ihre kaiserliche Majestät hat durch namentlichen Ukas befohlen: Wenn in der Hofkirche während des Gottesdienstes irgend jemand, welchen Rang und welche Würde er auch haben mag, sich mit anderen Personen unterhalten wird, so ist ihm eine Kette mit einem Kasten umzulegen, wie solche in den Pfarrkirchen üblich sind. Für die ersten Chargen sind kupfervergoldete Kästen zu nehmen, für die mittleren weiße Kästen aus Zinn und für die übrigen einfache eiserne. Der Gießermeister David Ossipow soll solche Kästen machen und berichten, wieviel Material zu denselben verwendet worden ist.“

Napoleon I. als Reiter. Wie Napoleon zu Pferde lag und ob er ein Reiter war, das ist eine Frage, die der bekannte Napoleon-Forscher Frédéric Masson in der Revue hebdomadaire studiert. An Dokumenten fehlt es nicht, aber die meisten sind nichts wert. Carle Bernet, Gérard, Gros malten einen sehr klassischen Kaiser, eine Art Trajan, der auf Phibias-Pferden saß. Auch aus dem bekannten Gemälde von David, das den ersten Konsul sehr ruhig auf einem feurigen Rosse die Alpen erklimmend darstellt, darf man keine Schlüsse ziehen. In Wirklichkeit sah der Kaiser als Reiter ganz anders aus: „Gekrümmter Rücken, schlechte Haltung im Sattel, lange Steigbügel und nachlässig hängende Bügel.“ So ritt der Mann, der „den größten Teil seines Lebensweges auf dem Rücken eines Pferdes zurückgelegt hat!“ Kurz, er ritt aus Gewohnheit und nicht aus Prinzip. Auf der Kriegsschule hatte er einen Reitlehrer ersten Ranges, Herrn Dauvergne; aber Bonaparte lernte bei ihm nur kurze Zeit reiten und kümmerte sich nicht um die Reitregeln. Er hielt auf dem Pferde den Kopf gesenkt und die Knie nach außen. So kam es, daß er sehr oft fiel. In Boulogne-sur-Mer kommt er im Galopp an. In einer engen Straße stellt sich ihm ein kleiner Knabe in den Weg. Um den Jungen nicht zu überreiten, hält der Kaiser sein Pferd an, aber so plötzlich, daß er kopfüber herunterfliegt. „Verdammter Bursche!“ schreit er, am Boden liegend. Der Knabe, für den der Kaiser den Fall riskiert hatte, hieß Detaille und wurde später der Vater des berühmten Schlachtenmalers Eouard Detaille. Einmal wollte Napoleon in Boulogne bei Ebbe durch den Hafen reiten. Das Pferd geriet jedoch in einen Haufen Schlingpflanzen und strauchelte. Ganz mit Schlamm bedeckt, stand Napoleon auf, setzte sich, als wenn nichts geschehen wäre, von neuem aufs Roß und ritt weiter. Ein Holländer, der ihn 1811 begleitete, schrieb: „Sehr oft schlug er nicht die geraden Straßen ein. Er machte sich ein Vergnügen daraus, über Feldwege und Heiden zu reiten.“ Dem Register der „Petite Cassette“ entnimmt Masson nachstehende Buchungen: „Am 3. Oktober 1806 in Würzburg dem Stallmeister erstattet 600 Frank, die an eine vom Kaiser überrittene Frau gezahlt worden sind.“ Auf dem Wege von Balladolid nach Burgos (23 spanische Meilen) trieb er mit Peitsche und Sporen sein Pferd zu rasender Eile an. Er legte die Distanz in drei Stunden zurück, was fast unglaublich erscheint; er unternahm diesen rasenden Ritt fast ganz allein, obwohl das Land sich im vollsten Aufruhr befand und obwohl die Gefährlichkeit eines solchen Abenteuers auf der Hand lag; wie sehr sich die Leute des Erfolges auch anstrengten, die beiden ersten, der Adjutant Savary und der Kamelud, lagen doch noch mehr als eine Minute zurück und noch keine Minute später kam der erste Reihjäger. Der Kaiser hatte sich während des ganzen Rittes nicht einmal umgedreht.

Die russischen Völkerschaften asiatischen Ursprungs. Die im Russischen als „Fremdvölker“ bezeichnet werden, bildeten den Gegenstand eines von Frau S. W. Tschitscherina in der Petersburger Geographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrages. Frau Tschitscherina wurde zuerst 1899, als sie an der Bekämpfung der Hungersnot Anteil nahm, mit den Fremdvölkern und den unter ihnen wirkenden orthodoxen Geistlichen bekannt; im Jahre 1904 machte sie dann eine Studienreise durch die Gouvernements Kasan, Wjatka, Ufa, Sibirsk und Samara zu den Fremdvölkern. Der Umschwung in der Behandlung der Fremdvölker durch die russische Regierung ist der Wirksamkeit N. J. Aliminskis zu verdanken. Er verlangte Achtung vor den Sprachen der Fremdvölker und begann eine rege Uebersetzungstätigkeit. Die dankbaren Fremdvölker rufen ihn als Heiligen in der Zahl der Heiligen der russischen Kirche an, und die Missionäre, welche den größten Erfolg haben, sind seine Schüler. Vor Aliminskis Auftreten gab es bei den Fremdvölkern nur russische Schulen, wo namentlich russische Gebete auswendig gelernt wurden. Die Jugend flüchtete aus diesen Schulen und die Erwachsenen wandten sich immer mehr von der aufgezwungenen Religion ab und dem unter den benachbarten Tataren herrschenden Islam zu. Im zweiten Teil ihres Vortrages beschäftigte sich Frau Tschitscherina mit den einzelnen Völkern. Während die im 16. Jahrhundert getauften Tataren sich den Russen assimiliert haben, so daß ihr Dorf und ihre Kleidung den russischen Typus aufweisen, assimilieren sich die im 19. Jahrhundert zwangsweise getauften Fremdvölker den mohammedanischen Tataren so sehr, daß sie sich auch Tataren nennen, selbst wenn sie z. B. Tschuwaschen sind. Unter allen Tataren sind 8 v. H. getauft; die altgetauften sind die reicheren. Tschuwaschen gibt es 1 Million in sechs Gouvernements: Kasan, Sibirsk, Saratow, Orenburg, Tomsk, Tobolsk; schreiben und lesen können nur 13 bis 15 v. H. Für ihre geringe Kultur spricht auch die Masse von Blinden — 1 auf 80 — und daß sie ihre Sprache aufgeben, wenn sie zum Islam übergehen. Der russischen Kirche gehören sie nur äußerlich an und hängen dabei auch an ihren heidnischen Gebräuchen; den bösen Göttern bringt man Tieropfer, den Toten Speiseopfer oder Kerzen usw. Der Unterricht in der Muttersprache ruft bei ihrer Liebe zur Bildung auch das Bestreben, Russisch zu lernen, hervor. Ein tschuwaschischer Bauer hat sogar 2000 Rubel zu Schulzwecken geopfert. Die Wotjaken sind 40 000 Köpfe stark — darunter 3000 Mohammedaner —, in Wjatka, Kasan und Ufa ansässig und hängen noch sehr am Heidentum; sie verehren z. B. einen See und bringen Tieropfer dar. Die Tscheremissen in Wjatka haben sich den Wotjaken assimiliert und sondern sich von den Russen ab. Von den Tscheremissen in Ufa sind die Wiesentscheremissen verrückt, während die Bergtscheremissen den Islam angenommen haben. Die Mordwinen in Tambow gehören der russischen Kirche an, folgen dem Islam nicht, neigen aber zum Sektierertum und beobachten auch heidnische Gebräuche.

Der erste Lokomotivführer der Welt. Der Mann, der den ersten Personenzug der Welt fuhr, lebt heute noch als Dreißundneunzigjähriger in Amerika. Als fünfzehnjähriger Junge hatte er unter Georg Stephensons Anleitung die berühmte Lokomotive „The Rocket“ bauen helfen und wurde dazu ausersehen, sie auf jener denkwürdigen Versuchsfahrt im September 1825 zu fahren. „Ich setzte mich vor die Feuerung“, pflegt er zu erzählen, „öffnete das Ventil, der Dampf zischte, und unter den begeisterten Zurufen von vielen Tausenden begann die Fahrt. Das war ein glorreicher Tag für die Stephensons und — für mich.“

Vogelflug. Den Rekord in schnellstem und ausdauerndem Fliegen schlägt entschieden der virginische Kiebitz, der seine Nistplätze im nördlichen Amerika alljährlich verläßt, um die wärmeren Himmelsstriche von Brasilien aufzusuchen. Der Vogel fliegt längs der Küste des Atlantischen Ozeans und erreicht sein Ziel in einem ununterbrochenen Fluge von 15 Stunden. Er durchfliegt dabei eine Entfernung von annähernd 5000 Kilometern, so daß er eine Schnelligkeit von zirka 5 1/2 Kilometer in der Minute entwickelt.